

Rauschmann wird geteilt. Deinen Rathsel übernehme ich zur Auslösung, der andere wird für Walter gerichtlich bewahrt. Die alten Möbel hier, er überließ mir stücheliges Bild die einfache Einrichtung der Stube — Wännen kann auch gleich verkauft werden. Sie haben keinen Werth und wir müssen uns ohnehin modern einrichten.

„Müssen wir das?“ fragte sie mechanisch. „Gewiß, das versteht sich von selbst. Kostbar brauchen die Sachen nicht zu sein, aber neu und modern. — Nun kommt der dritte Punkt — Walter!“

Er unterdrückte sich und sah prüfend auf die Verlobte. Allein er konnte auf dem bleichen, stillen Gesicht nichts entdecken, nur schien es ihm plötzlich um viele Jahre älter geworden zu sein. Der kindlich vertrauende Ausdruck fehlte, mit dem es sonst zu ihm aufgeschaut hatte. Er konnte es sich nicht denken und fuhr nach leichtem Räuspern fort: „Du mußt mir doch selber zugeben, daß es so nicht mit ihm fortgehen kann!“

Sie sah erschrocken auf, ihr banger Blick schien zu fragen: was soll nun noch kommen? „Sprich weiter — laß mich alles hören!“ bat sie leise.

Er athmete tief und wie erschreckt auf. Sie war im Grunde doch verunsichert, als er erwartet hatte, er war auf Thänen und stürmische Szenen gefaßt gewesen. „Ich will dir und deiner verstorbenen Mutter keine Sorgen machen,“ fuhr er freundlich fort und setzte sich neben sie auf das Sofa. Er wollte eine ihrer kalten, zitternden Hände ergreifen, aber sie zog dieselbe unwillkürlich zurück und so war es auch gut. „Frauenhände sind eben nicht geeignet, einen Knaben von Walters Art zu ziehen, er ist trotzig, widerspännlich und durchaus unlenkbar geworden. Wenn er nicht noch rechtzeitig mit Strenge und Festigkeit behandelt wird, geht er zu Grunde. Wenn wir heirathen, muß ja doch für eine anderweitige Unterstüßung gesorgt werden, und so habe ich denn die einleitenden Schritte getroffen, daß er im päpstlichen Waisenhaus Aufnahme finden soll.“

„Im päpstlichen Waisenhaus?“ wiederholte sie, als wenn sie ihren Ohren nicht traute.

„Ich denke, daß so am besten für ihn gesorgt sein wird,“ fuhr er fort, ohne ihre Bemerkung zu beachten. „Die Künstlergröße wird ihm dort freilich ausgetrieben werden, aber nach den trüben Erfahrungen, die dein Vater in dieser Laufbahn gemacht hat, werdet ihr das kaum als Unglück betrachten. Er hat die Erziehung dort ganz umsonst und wenn er die Anstalt verläßt, kann er sein kleines Kapital unverfehlt bekommen, um sich in der Welt zu etabliren.“

Sie rang mit Anstrengung, um ihm zu antworten, aber die Stimme klang dennoch rau und gedrohen, als sie versetzte: „Es wäre also ganz unmöglich, daß er bei uns bleibt?“

„Aber, liebes Kind, wach ein Waisfall!“ rief er aus, als sei das ein Gebanke, der ihm noch nie gekommen wäre. „Wie sollte ein Knabe von Walters Eigenart in ein Haus passen, das eben erst gegründet wird? Er würde uns überall im Wege sein und sich selber in der erbärmlichsten Weise herunthreten!“

„Er ist mir noch wie im Wege gewesen!“ sagte sie leise.

„Aber mir!“ schwebte es auf seinen Lippen, doch er unterdrückte das harte Wort. „Du mußt nicht denken, daß ich meinen Schwager unter die Masse des Volkes herabstoßen will!“ fuhr er überredend fort. „Damit wäre mir selber am schlechtesten gedient. Das Waisenhaus hat verschiedene Abtheilungen, seine befähigtesten Schüler schickt es ins Gymnasium und läßt sie das Abiturientenexamen machen. Wenn Walter das nicht erreicht, wird es lediglich seine Schuld sein. Einmal zur Universität entlassen, kann er werden, was er will!“

Sie sah ihn wieder mit den starren, abwesenden Augen an, als müße sie sich vergebens, den Sinn seiner Worte zu verstehen. „Sein Aufenthalt in deinem Hause würde dich nichts kosten!“ sagte sie. „Ich verdiene mehr, als er braucht, ich würde ganz für ihn sorgen können.“

Die Rötthe des Jorns und der Ungebuld stieg auf seine Stirn. „Ein für allemal, Kind, laß diesen Gedanken fallen!“ sagte er scharf. „Und damit wir uns nicht länger mit Spiegelschreierien herumdröhen, sei es denn gesagt: ich will den Jungen nicht in meinem Hause haben! Ich habe mich mit dir verlobt — damals war keine Rede davon, daß ich Walter mit in den Kauf nehmen müßte! Mein Haus und mein Weib will ich für mich, nicht als Erziehungsanstalt für heranwachsende Knaben, und wenn wir einmal eigene Kinder haben sollten, will ich nicht, daß die Liebe und Aufmerksamkeit meiner Frau zwischen ihnen und einem Bruder getheilt wird. Wenn ich dir damit weh gethan habe, thut es mir leid, aber dergleichen nicht, daß es kein unbegreiflicher Eigensinn ist, der mich zum Aussprechen zwingt!“

Sie nickte ruhig. „Es ist gut — ich weiß nun, was ich zu thun habe — es ist nicht ganz leicht, aber es muß geschehen! — Daß du mir sonst noch etwas zu sagest?“

Für heute wüßte ich nichts,“ erwiderte er ercent, daß sie sich so schnell in das Unvermeidliche fand. „Du mußt die Sache nicht tragischer nehmen, als sie ist, Kind!“ sagte er sanfter hinzu, als er in ihr blaßes, seltsam starres Gesicht sah. „Wie viele Knaben werden denn in öffentlichen Anstalten erzogen und warum soll Walter nicht erzogen, was Tausende ertragen! Es soll ja auch kein Abschied auf Leben und Tod sein, ich werde Sorge tragen, daß er uns zuweilen des Sonntags besuchen darf!“

Sie antwortete nicht sogleich. „Bist du jetzt unser alleiniger Vormund?“ fragte sie dann plötzlich.

„Nein,“ versetzte er verwundert. „Herr Väter ist noch wie vor unser Vormund, doch wie gehöret das hierher?“

„Ich wollte es nur wissen — es kam mir Alles so verändert vor! — Wenn du mir jetzt nichts mehr zu sagen hast, könnten wir wohl Abendbrot essen — Walter wird hungrig sein!“

Schon wieder Walter — sie erschrak, als sie den Namen ausgesprochen hatte und sah fast erschrocken zu dem Verlobten auf, aber er schien es überhört zu haben.

„Ich will diese Hefte gleich an mich nehmen und morgen zum Direktor des Waisenhauses gehen,“ sagte er. „Er braucht sie doch morgen nicht!“

„Nein, bitte, laß das noch!“ erwiderte sie und ihre Hand legte sich wie schützend auf die Bücher. „Ich werde dir morgen früh durch Dove Bescheid schicken!“

Zwei Stunden später trat Anna an das Bett des Bruders, wie ihre Gewohnheit war. Sie hielt ihn für schlafend und erschrak, als plötzlich seine Arme leidenschaftlich ihren Hals umschlangen und der Knabe in fröhlichem Schlingen ausbrach. „Ich habe gehört, was ihr gesprochen habt.“ — „Hörst du jetzt in abgedrohenen Sätzen aus.“ — „Daß mich gehen, laß mich ins Waisenhaus gehen! Ich will nicht in sein Haus, ich mag kein Brot nicht essen, er gönnt mir's nicht. Die Mutter ist todt und du mußt mit ihm gehen, da will ich ins Waisenhaus — und vielleicht, wenn ich mich recht gut fühle, lassen sie mich auch täglich eine Stunde zeichnen!“

Der Jammer des Knaben löste den starren Druck auf der Schwester Herz, ihre Thänen felen auf sein lockiges Haar. „Sei ruhig, Walter, weine nicht, mein liebes Herz!“ flüsterte sie ihm zu. „Ich verlasse dich nicht, wir beide, du und ich, gehören zusammen!“ In ihren Armen weinte sich der Knabe allmählich wieder in Schlaf.

Nun sah sie am offenen Fenster ihres Stübchens und der laue Wind der Sommerzeit trug den scharfen Duft der blühenden Rosen aus dem Nachbargarten herüber. Der Nachtwind spielte mit dem Heidekraut, das

ihre Fensterlein umspann und mit dem Haar an ihrer Stirn und er flüsterte ihr tausend süße Dinge zu, die nur sie verstand. So hatten sie oft und oft zusammen geplaudert, der Nachtwind wuschte, wo er das Mädchen fand, wenn die Dichter in seinen Haaren erschossen waren! Aber das sollte ja nun alles aus und vorbei sein, der moderne Mensch lebt nicht in rebenumrankten Gärten, er verkauft die Hütte auf Abbruch und zieht in ein großes, feineres Haus!

(Schluß folgt.)

### „Ah bah — lieben!“

Von Herman Heibert.

(Nachdruck verboten.)

Ah, schon lange war's nicht mehr wie ehemals, und nun hielten ihre Finger ein Blättchen Papier, auf das sie immer von Neuem ihre theuersten Blicke richtete:

A las ocho, querido mio? Lo espero! mil besos! — Panchita. \*) Endlich erhob sich die Dame, ging langsam an dem Schreibtisch ihres Mannes und hob das zufällig entdeckte Billet an seinen Platz zurück.

Eine schönere, imposantere Frau, eine vornehmere Erscheinung war nicht denkbar. Weißes Haar und — ein vollkommen jugendliches Gesicht; sanft geröthete Wangen, blaue, aber dunkle Augen und hochschwarze Brauen. Und das Alles umrahmt von dem spanischen Epitaphium, das wunderbar abfiel gegen das hellgelbte seidene Kleid, das die vollendete Gestalt umschloß.

Gräfin Maria von Lope lebte seit einem Jahr in Madrid, wohin ihr Gatte als Attaché der Gesandtschaft von Paris aus veretzt war.

Sechs Jahre waren Beide verheirathet. Es schien kein glücklicheres Paar zu geben, und doch veränderten sich in dieser Zeit ebenholtschwarze Locken in silbernes, mit wenigen dunklen Streifen vermishtes Haar.

Als der Graf, der angeblich zu einem Diner geladen war, spät Abends nach Hause kam, fand er seine Frau noch im gemeinsamen Wohnzimmer. Sein Eintreten bemerkte sie nicht, und als er ihr näher trat, hörte er sie sanft athmen. Sie war eingeschlafen.

Langsam stand er vor dem schönen Bilde; endlich berührte er ihre Schultern und weckte sie.

„Du bist noch auf?“

„Ich erwartete dich und schlief endlich ein.“

„Ist etwas vorgefallen? War Besuch hier?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wünschst du noch etwas? Deine Chocolate?“

„Ich danke. — Doch! — Anton mag Cigaretten bringen.“

Während der Graf sich der Thür zuwandte, ging es unruhig durch sein Inneres. Seine Frau hatte heute etwas Unheimliches für ihn. Ihre Stimme klang fremd, und ihr Blick war kalt, fast furchterregend.

„Du bist nicht wohl? Dich dünkt, Du bist blaß, — angegriffen.“

Der Diener, dem dieser letzte Satz galt, entfernte sich wieder. Sie hatte ihm nicht geantwortet, aber sie ergriff ein Buch, blätterte darin und schüttelte abermals den Kopf.

Nun wiederholte er seine Frage und trat ihr näher. Seine Hand glitt leise über ihr Haupt.

Da schrie sie auf, erwiderte aber den Schrei ebenso rasch, weil der Diener die Thür öffnete.

Noch einen Augenblick, dann waren sie allein. —

„Um Gotteswillen, was ist Dir, Maria? Bitte, sprich. Du hast mich erschreckt.“

Er neigte sich zu ihr und wollte sie küssen. Aber sie wehrte ihm heftig, erhob sich rasch und ging mit aufgeregten Schritten über den weichen Teppich.

Nun war es an dem Grafen, einer miszmüthigen Stimmung Raum zu geben. Er ließ sich wortlos in einen Sessel nieder, entzündete die Cigarette und ergriff eine Zeitung.

Die Vorhänge des überreich ausgestatteten Gemaches waren fest zugezogen. Die seidenspiegelten Wände, die großen Gemälde, die ungezügigen, überflüssigen, aber reizvollen kleinen und großen Dingerringen wurden nur spärlich beleuchtet. Eine niedrige Lampe aus purpurothem Alabaster, die auf einem mit Büchern und Silberbedeckten Tisch stand, warf nur ein nochdürftiges Licht auf die nächste Umgebung.

Als Maria ihren hastigen Schritt hemmte und sich — immer stumm — in einer dunklen Ecke niederließ, sagte der Graf, die Zeitung fallend lassend und zu ihr hinübersehend:

„Bricht doch dieses räthselhafte Schweigen. Was ist's?“

Keine Antwort.

„Du einmal fragte er; jetzt kurz, bestig — fast befehlend. — Da kam es leise, aber bestimmt aus der Tiefe:

„Weshalb fragst du?“ — „Du weißt's doch am Besten!“

„Ja, in diesem Augenblick wüßte er, worum es sich handelte, und während er die erstante Ritze auf seinem Angesicht festhielt, sann er, wie er ihrem Verachte begegnen könne. Zunächst aber galt's, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich weiß? — Was soll ich wissen? — Weißt Du Dich nicht erklären? Bekümmert Dich etwas, wenn Du nicht krank bist? Bin ich die Ursache Deiner Trauer, Deiner Mißstimmung?“

Sie neigte das durch das Dunkel schimmernde weiße Haupt. Er sah's, fast ohne aufzublicken.

„Ist's Maria?“

„Ja!“ lang es leise.

„So sprich.“

„Nein, an Dir ist es.“

Woll Ungebuld, — voll gemachter Ungebuld, — ganz mit jener Reizbarkeit, die den Männern mehr noch eigen, als den Frauen, wenn sie sich getroffen fühlen, sprang er auf.

„Gute Nacht denn. — Dieses Gespräch ist zwecklos, sinnlos. — Ward Dir die Sprache, um in unverständlichen Sätzen etwas anzudeuten, das ich nicht verstehe?“

Auch jetzt blieb Alles drüben stumm. Die Gegenstände im Zimmer, die schweren, von Parfüm durchdrängten Portieren und Gardinen, die großen, dunklen Möbel, die kalt dreinschauenden Bilder, die beängstigende Ueberfülle des Raumes drangen auf den Sprechenden ein. Eine schwüle Luft nahm ihm den Athem. Die Frau war ihm unheimlich, ihre Nähe bedrückte ihn.

Plötzlich beherrschte ihn nur der einzige Gedanke, sich von ihr zu entfernen. Für den Augenblick war ihm Alles gleich, Ursache und Wirkung, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Fort, nur fort! —

Rasch wandte er sich zum Gehen. Aber in demselben Augenblick durchdrante Maria das Gemach, fiel vor ihm nieder und klammerte sich an seine Hand.

„Weh nicht, — bleib, — bitte, — vergieb! — Eine Frage — eine —“

„Komm!“ — sagte er sonst, halb in Rührung, halb in Hoffnung, und zog sie zum Sessel nieder.

Aber sie erhob sich nicht, umklammerte noch fester seine Rechte und sagte in einem unendlich zärtlichen Ton, aber hastig, zitternd, drängend:

\*) Dem Abend, mein Schatz? Ich hoffe, und küsse dich zehntausend Mal! — Panchita.

„Uebergeben wir Alles, Aze! — Liebst Du das Weib, das Dich heute mit den Worten: „Ich küsse dich zehntausend Mal!“ zu sich entbot?“

Eine so ungeheure Spannung trat auf das Gesicht der Frau, daß wohl ein Künstler hätte laufen mögen, um diese sich wiederpiegelnden Reflexe des Innern auf einem menschlichen Antlitz mit dem Stifte zu fixiren. — Zärtlichkeit, Furcht, Eifersucht, Verzweiflung und Hoffnung. — Alles wechselte und vermischte sich zugleich. — Die dunklen Augen brannten, in hastender Ungebild wogte ihre Brust, ein Schauer flog über ihre in dieser demüthigen Stellung hinreichend schöne Gestalt.

„Liebst Du das Weib?“ fragte sie noch einmal, als er nicht gleich antwortete, aber versuchte, sie zu sich emporzuziehen.

„Maria — höre! — Sei verständig. Ich will Dir Alles erklären.“

„Es bedarf dessen nicht,“ flüchte und drängte sie zugleich. —

„Ich weiß genug, und was ich nicht weiß, ergötz mein Instinkt als Frau. — Sei wahr gegen mich! — Ah, Aze!“

Sie zerfloß in Thänen, sie weinte so bitterlich, daß seine Hände sich benehnen; — sie lag vor ihm wie eine bähende Magdalena, während er vor ihr hätte knien, um ihre Verzweiflung betteln sollen. — „Ah, Aze! ich kann ja Alles verstehen und deshalb auch verstehen. — Aber antworte mir, antworte mir: Liebst Du sie? Du erzählst mir, wie's gekommen, wie sie Dich umstrickte, — wie Du kämpfdest, wie Du doch Deiner Maria gedachte, selbst im Rausch der Berührung. — Gewiß, mein Geliebter. — Aber sprich: Liebst Du sie denn so sehr — so?“

„Ah bah — lieben! Komm Maria — erhebe Dich, — ich will Dir —“

Aber es bedurfte keiner Aufforderung mehr. Wie ein Panther sprang das Weib empor, trotzte das Haupt in den Nacken, und während ihre Gestalt unter der leidenschaftlichen Erregung zu wachsen schien, warf sie die geballten Hände zurück und schrie:

„Ah bah! lieben! — Also nur um einer Baune willen vernichtest Du unser Glück! Wie ein plummes Thier zertrittst Du unschuldige Blumen am Wege. — O, — ein Stück meines Lebens, — meinen ganzen Reichtum, — meine Ansprüche an die Achtung und Liebe meiner Mitmenschen würde ich freudig hingegen geben, wenn Du mir gefügt hättest: „Ja, Maria, ich liebe dieses Mädchen, — hilf mir, wieder zu Dir zurückzukehren! Ich irre, aber ich war nicht falsch.“ — Ich war verblendet, aber ich will mich zurückziehen lassen zu einem Herzen, das doch, wie kein anderes auf dieser Welt, mir zärtlich entgegen schlägt!“

„Ich hätte Dich sanft umschloß und Dich weinend an mich gedrückt. Ich hätte Dir die Hände geküßt und Dir auf Knien gedankt für solchen höchsten Beweis Deiner Liebe. Aber, — das lieben! Es gehört zum guten Ton in Euren Kreisen, neben einer ehedem Frau noch ein Spielzeug zu besitzen, bei dieser die besten Stunden zu verleben, und hier um ein Lächeln zu gehen, — hier fortzuwerfen jene köstlichsten Schätze der Zärtlichkeit, an die wir allein ein Recht haben und für deren Gewährung wir Euch Männern doch täglich inbrünstig danken. — Und dies Wort — nein, ich werde jetzt und ich will reden! trennt uns auch für immer! — Es giebt in meinen Augen nichts Beschäftigteres auf der Welt, als diese Rede der Leidenschaft. — Sie ist mehr als ein Verbrechen; denn nur des leichtsten Gemüthes bedacht, mordet sie Alles, — Glück, Wohlstand, Ehre, Frieden, Barmherzigkeit. — Und die Heiligkeit des Schwurs? — Ist nur der Eid vor dem Richter heilig? Ist er nicht heiliger als heilig vor dem Altar?“

Sie hielt inne, erschöpft, übermüthig von der Anstrengung, verzehrt von den Flammen, die in ihrem Innern wühlten und die wie ein glühender Strom in Worten sich herausgedrängt hatten.

Der Graf stand vor ihr halb abgewendet. Er stützte die Hand an die Lehne des Stuhles und sprach auch jetzt nicht, nachdem sie geendet. Ein verzehrendes Schluchzen traf sein Ohr, — ein herzzerberrendes Weinen. — Es schauderte ihn. Er kannte Marias Charakter. Es war vorbei; — durch dieses eine Wort hatte er sie verloren, — unwiederbringlich verloren. —

Die ganze Nacht brannte einlam düster die Lampe in dem verlassenen, hohen Gemach. Ein unsichtbarer, boshafter Tensel versuchte in den Ecken zu kichern, zu triumphiren. Aber die Dinge ringsum erdrückten die dämonische Laune. Sie schienen sich in starrer Ruhe aufzutreten und standen da und trauerten mit jener grauhaften, unheiligen Resignation, die den todtten Dingen eigen ist.

Wir wissen es nicht, aber wir glauben es doch zu fühlen, daß ein empfindungsvolles Leben in den Gegenständen unserer Umgebung pulstet. —

Wacht Jahre später schritt Graf Lope, der seit einem Jahr den Abschied genommen hatte und seitdem einsam auf seinen Besitztungen lebte, über eine der Promenaden in Fern.

Einmal ließ er sich auf eine Bank nieder und betrachtete die vorübergehenden Kurgäste. Es flog auch ein auffallend schönes, offenbar den vornehmen Ständen angehörendes Kind vorüber, mit dem eine einfach gekleidete Dame — ohne Zweifel die Gouvernante — Händchen spielte. Blüchlich stürzte die Kleine und berührte im Fallen die Knie des Grafen. Er hob sie auf; ein reizender, halb verlegener, halb freier Blick traf ihn. Es schloß das rosenrothe Blut über die Wangen, stieg in die feingehauenen Ohren und klangte an der weißen Stirn, über der schwarzes, weiches Haar flatterte. Ein Jopf aber war fast silberweiß. —

Da stieg's in dem Manne auf. Alle Gedanken kamen, brennende, zärtliche. Wo mochte gegenwärtig sein Weib sein, von dem er getrennt war seit langen Jahren? — Er drückte das Kind an sich und berührte seine Stirn.

„Komm, Maria!“ — rief nun die Gouvernante streng und vorwurfsvoll.

Bei dem Worte „Maria“ erhob sich der Graf. Es schloß über seinen Körper ein heißer Strom. War dieses reizende Geschöpf etwa — ?

Hastig und vergeßlich eine ungeheuerer Bewegung niederklämpfend, trat er auf die Sprechende zu. Er fragte, sie nickte, und nun warf er einen unbeschreiblichen Blick auf die holde Kleine, die ängstlich und verlegen die Vorgänge beobachtete. —

Wacht Tage waren vergangen. Graf Lope befand sich in einer Tag und Nacht andauernden Erregung. Wie einst, als er um seine spätere Frau ward, quoll es auf in seinem Innern. Oft schien ihm Alles leicht und seine Wünsche rasch erfüllt; dann aber fand wieder eine solche Hoffnungslosigkeit in seiner Brust Raum, daß er alsbald abzureisen beschloß. Endlich raffte er sich gewaltsam auf. Sein Kind sah er wieder und der Jander seiner Erscheinung beeinflusste unsichtbar, wie ein guter, für sein Glück herabgestiegener Geist, seine Entschlüsse. Er schrieb Maria einen langen, von Sehnsucht erfüllten Brief. Alles, was er sagte, gipfelte in dem einen Punkte: Um unseres Kindes willen.

Und dann eines Tages. — Er stand ihr gegenüber, er kniete nieder, er küßte sie und küßte sie in überströmender Empfindung: „Meine Frau, meine gute herrliche Frau! — Ah, und Maria, meine kleine Maria!“

Dann plötzlich öffnete sich die Thür, feste Kinderarme umfaßten seinen Hals und ein süßer Mädchenmund drängte sich an seine Lippen. Und dann neigte sich die Frau zärtlich zu ihm herab, und er hielt umschlungen für's ganze Leben — die beiden Marien.